

Spott-Revue

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **98 (1972)**

Heft 2

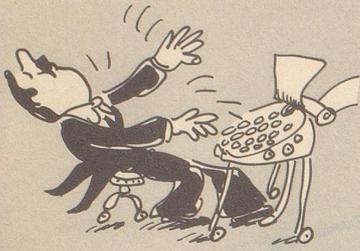
PDF erstellt am: **21.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Spott- Revue

Spott- Revue

von
Max Rüeger



Teurer Tiefschlag

Zweifellos: seine Anwesenheit war ein Ereignis. Und man braucht gar nicht einmal eingefleischter Boxfanatiker zu sein, um den Zürcher Aufenthalt des Muhammad Ali ex Cassius Clay als eine anerkannteste unternehmerische Initiative seitens des Herrn Hansruedi Jaggi zu qualifizieren. Hätte man mir vor einem halben Jahr noch vertraulich ins Ohr geflüstert, der Grösste würde höchstwahrscheinlich im Hallenstadion in den Ring steigen – ich wäre mit Sicherheit an einem Lachanfall erstickt.

Nun, man hat nicht geflüstert – man wurde durch Schlagzeilen auf den Schlagabtausch aufmerksam gemacht, es blieb ungläubiges Staunen, das sich notgedrungen zu gläubiger Bewunderung wandelte, als Muhammad plus Gefolge in Kloten landete.

Wer auch nur eine entfernte Ahnung hat von den Praktiken im amerikanischen Boxgeschäft, selbst aus zweiter oder dritter Hand, konnte sich recht plastisch ausdenken, welcher Beharrlichkeit, ja Tollkühnheit es bedurfte, den trotz Niederlagen verehrtesten aller Faustkämpfer nach Zürich zu verpflichten.

Die Vor-Publicity rollte dann la-

winenartig an, auch so ein bisschen in USA-Manier, allerdings helvetisch-provinziell übertüncht, nicht in großem, sondern in gernegroßem Stil.

Kaum ein Erdteil, so durfte man lesen, aus dem nicht Kartenanforderungen bündelweise eintröfen. Sicher: der Fan aus Manila studiert vielleicht in der Schweiz Germanistik und vier Türken helfen mit, die angeknackste – in diesem Zusammenhang eher angeknockte – Fremdenindustrie über Wasser zu halten. Und wollte man jede Meldung für bare Münze nehmen, hätten sich sämtliche Fernsehstationen der Welt um die Uebertragungsrechte aus Oerlikon förmlich bis aufs Messer bekämpft.

So nach und nach reduzierte sich dann der weltweite Begeisterungstaumel zu überblickbaren Grenzen.

Was sich allerdings nicht reduzierte war die Höhe der Eintrittspreise – ebensowenig wie die Höhe der Gage für Clay (1 Million) und sein Schlachtopfer Jürgen Blin (150 000).

Und da begann ich mich eigentlich zu ärgern. 400 Franken für Ringplätze – über 300 für Sitze dahinter – 200, 100 Franken für Durchschnittsbänke und immerhin noch 30 Franken für die allerbil-

ligsten Sitzgelegenheiten gleich unterm kühn konzipierten Stadionsdach – das war doch wohl des Unguten zuviel, darf fürderhin als Muster-Exempel gelten für absoluten Größenwahn, für unintelligenten Verhältnisblödsinn.

Hier qualifizierte sich eine Sportveranstaltung schlicht ab zum sozialen Gladiatorenpektakel. Das war nur noch Unfug, dem selbst mit sarkastischem Humor nicht mehr beizukommen ist.

Natürlich: man könnte achselzuckend feststellen, diejenigen, die solchen Muskelpreiswucher mitmachen, seien selber schuld. Es wäre eines jeden Privatsache, 400 Franken für ein solch einmaliges Eventement hinzublättern, wer nicht wolle, dürfe schließlich zu Hause bleiben.

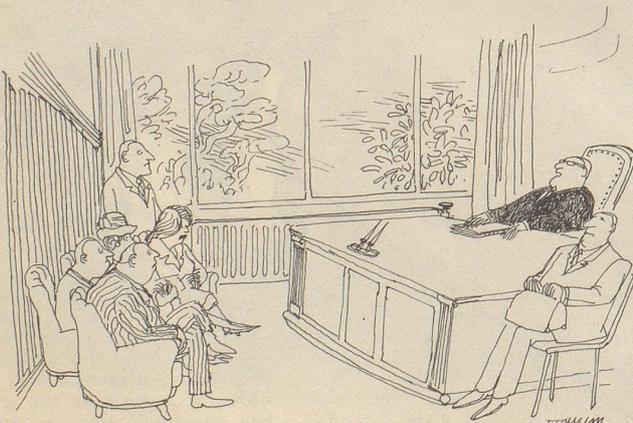
Und man bekäme – auf Verlangen hin – bestimmt auch Einblick in die Ausgabenseite der Bilanz und Muhammad Ali kostet nun einmal eine Million und da wären auch noch die hohen Steuern in Amerika und was weiß ich. Aber auch scheinbar unumstößliche Zahlen sind manchmal eine Unverschämtheit. Mir ist durchaus Sinn für Werte im Showbusiness eigen. Und ich lasse sogar das an sich unmoralische Argument gelten, Profiboxen sei eben eine Art von Showbusiness, und Top-Stars

würden zu Top-Gagen gehandelt. Nur frage ich mich, ob es nicht einfach eine Toleranzgrenze gibt. Ob nicht irgendwann einmal ein bis zwei Nullen weggestrichen werden sollten, und ob dann, angesichts des etwas bescheideneren Checks, auch ein Faust-Gott nicht plötzlich sehr menschlich würde.

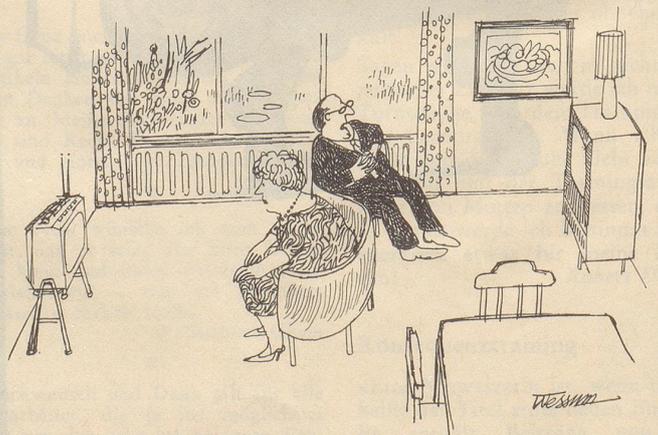
Muhammad Ali wäre wohl dumm, würde er weniger fordern, als man ihm bezahlt. Und so dumm wie diejenigen, die seine Ansprüche akzeptieren, wird er niemals sein.

Trostreich an der ganzen Geschichte ist einzig die Tatsache, dass sich nur knapp 6000 Zuschauer im 13 000 Personen fassenden Hallenstadion einfanden, daß also 7000 Plätze leer blieben und somit rechnerisch protestiert wurde gegen eine Rechnung, die von Einfältigen hätte beglichen werden sollen.

Möglicherweise haben die Organisatoren auch die Zugkraft der schwarzen Perle überschätzt. Sicher jedoch unterschätzten sie «ihr» Publikum. Die Tatkraft des Herrn Jaggi allerdings scheint ungeboren. Er will uns bald einmal mit Elvis Presley persönlich bekanntmachen. Warum auch nicht, muß ich sagen, denn beim Clay-Kampf hat er sich finanziell abgesichert und kann sich nach diesem Faustgefecht ins Fäustchen



«Obschon ihn die bevorstehende Testamentseröffnung absolut nicht betrifft, schien es mir angezeigt, Herrn Dr. Braun vom Wiederbelebungscenter des Kantonsspitals hier zu haben...»



«Ich nehme «Flipper» auf Oesterreich und du «Daktari» auf Deutschland, und dann erzählst du mir «Daktari» und ich erzähle dir «Flipper» ...»

lachen. Und er wird weiterhin schmunzeln, wenn er geldträchtige Hintermänner findet, die er auf Vordermann bringen kann.

Vielleicht denkt er dennoch an die 7000 leer gebliebenen Plätze. Denn sie bewiesen, daß sich Zürich nicht als provinziell verschaukeln läßt.

Ilschiitige bitte – Platz näh ...

Wenn sie kam, die große Bahn, stand sie am hinteren Ende des Seeplatzes, dort, wo die Hafenummauer weit in den See hinausragte und ein gutes Dutzend Boote in ihren gedeckten Boxen schaukelten. Die Wagen der großen Bahn fuhren als erste ein, denn der Aufbau war kompliziert. Dafür entstand ein wahres Wunderwerk an Schienenschleifen, und wenn am Sonntag die Kirchweih begann – immer um 13 Uhr – sausten wir stracks durch die Unterführung, rechts die Treppe hinauf, vorbei am Mann mit der weißen Kochmütze, der Mandeln brannte, vor die Stufen des Kassahäuschens.

Obwohl im «Allgemeinen Anzeiger vom Zürichsee» alle Jahre wieder zu lesen war, Wädenswil lade ein «zur größten Kirchweih am See» und wir Buben demzufolge durchaus Chilbibewußtsein mit uns herumtrugen – die Ankündigung der Achterbahn, im Blättchen mindestens eine halbe Seite beanspruchend –, ließ uns alle anderen Reitschulen und Buden vergessen. Und da stand dann auch gleichzeitig auf dem Platz neben dem Güterbahnhof noch der Autoscooter, der Kinder von fast erwachsenen Jünglingen trennte: Kinder durften nur in Begleitung der Eltern oder Bekannten in die Wagen steigen – und ließen die gestrengen Aufsichten, die immer so elegant auf den Gummipuffern zu turnen verstanden und sich mit einer Hand an der Kontaktstange festhielten, während sie einkassierten – einen alleine fahren, dann galt man aufgenommen in den Kreis der Reiferen.

Ja und eben: im Zeitungsinserat betreffend Achterbahn und Autoscooter fand sich jahre-, jahrzehntelang stets der gleiche Name: Weidauer.

Sie brachte die Prunkstücke der Kirchweih ins Dorf – und ihr Wohnwagen war weitaus der größte und prächtigste. Wenn man lange genug wartete, konnte man manchmal ins Innere schauen – da fielen Vorhänge in heller Seide, Rüschen räkelten sich über den Fenstern, die Möbel schienen uns von königlicher Vornehmheit, da war das Buffet zu Hause abgeschrieben.

Richtig, Frau Weidauer wohnte nicht einfach in ihrem rollenden Heim, sie residierte. Und noch etwas unterschied sie von allen an-

dern: half man beim Looping oder beim Pius Buser, dem Entfesselungskünstler, oder bei den Säselibahnen nach der Schule durch Handreichungen, die man den Chilbileuten förmlich aufzwang, beim Aufstellen, erhielt man als Belohnung meistens Freibillette. Bei der Frau Weidauer wagte man kaum zu fragen, so fein dünkten uns die Reitschulen, und gelang es beispielsweise dem Spatzen-Karli, das war der Mutigste und Vorwitzigste des ganzen Dorfes, dennoch, sich als Hilfskraft zu verdingen und nachher einen Guttschein zu ergattern – so konnte er sich zwei Tage lang als Chilbi-Kaiser feiern lassen.

Madame Weidauers Zauberwelt ist nun versunken. Die Achterbahn wird nie mehr am hinteren Ende des Seeplatzes stehen, man versuchte sie kürzlich zu versteigern. Zusammen mit den märchenhaften Wohnwagen, die gar nicht mehr auf unseren Straßen fahren dürften, weil die Maße den neuen Vorschriften nicht mehr entsprechen. Wie gesagt: man versuchte die Bahn zu versteigern, aber es fand sich kein Käufer, der einen annehmbaren Preis zahlen wollte. 13 000 Franken war das Höchstangebot – 180 000 Franken hatte sie einstmals gekostet.

Es gibt mittlerweile größere, modernere Modelle, kühner saust man da zu Tale, bunter, greller leuchten die Farben und wo einst Glühbirnen-Ketten hingen, sind nun Neonröhren montiert.

Man ist auch älter geworden und es bedarf schon eines lautstark insistierenden Patenkindes oder einer vorbildlich braven Tochter, damit man sich heute noch in einen Wagen zwängt.

So bleibt halt die Erinnerung an die Bahn von Madame Weidauer. Wir sagten damals natürlich nicht Madame Weidauer – wir identifizierten den Namen der Besitzerin mit ihrem Schautück und da ging man eben schlicht «uf d Weidaueri». «Uf d Achi-Weidaueri» – oder «uf d Auto-Weidaueri».

Und eigentlich bin ich ein bißchen traurig, daß es heute keine Kinder mehr geben kann, die «uf d Weidaueri» sich freuen dürfen.

«Ilschiitige bitte – Platz näh!», rief in Stoßzeiten Madame Weidauer höchstpersönlich ins Mikrofon.

Aussteigen bitte.

Der Platz ist leer.



Import: A. Schlatter & Co. Neuchâtel

Max Rüeger: Verse zur Zeit

Merkwürdige Geschichte

**Vierzehn Tage
nach den festlichen Tagen
lag ein guter Vorsatz
im Dreck des Straßengrabens hinter der Stadt.
Er war
von einem erfolgreichen Kunsthändler
in der Silvesternacht gefaßt
und am 1. Januar früh, um halb fünf,
wieder weggeworfen worden.
Der Kunsthändler
hat seinen guten Vorsatz
längst vergessen.
Wer erinnert sich schon
an jede Einzelheit eines Neujahrmorgens.
So lag denn
der gute Vorsatz im Rinnstein,
und nachdem er vier Tage lang
völlig unbeachtet geblieben war,
begann er sich zu fragen,
wozu er überhaupt gut sei.
Und er kam zur Einsicht,
(für die Spezies Vorsätze ganz erstaunlich)
daß es mit dem Fassen
wohl nicht getan sein könne.
Andererseits,
überlegte er,
läßt sich wohl mit einem Vorsatz
gar nichts anderes anfangen.
Er nahm sich vor,
dieses Problem genauer zu studieren.
Aber ein guter Vorsatz
ist auch nur ein Mensch.
Und so
blieb es selbst beim Vorsatz beim Vorsatz.**

Nährmittelwunder

Die Nachricht war zu lesen, wonach in Lebensmittel-Laboratorien versucht werde, Menüs durch verschiedene Verfahren in kleine Würfel zu konzentrieren. Denn seit dem 1. Januar experimentiert unsere Armee mit solchen Konzentraten von Trockennahrung. Dabei beschränkt man sich auf Obst, Fleisch, Schokolade und Getreidenahrungsmittel, fein säuberlich verpackt und selbst gegen radioaktive Strahlen geschützt.

Auch die «spe», die «Schweizerische Politische Korrespondenz» als immer präzise Agentur, nahm sich dieser Aktualität an. Allerdings zauberte sie in ihre Meldung, vorab von Landzeitungen freudig abgedruckt, ein zusätzliches Mirakel, das über die Würfel-speisung hinaus gerade für den militärischen Nachwuchs völlig neue Perspektiven eröffnet.

Im dritten Abschnitt des spe-Textes wird uns nämlich mitgeteilt: «Die Forschung und die Herstellung von solchen Produkten sind der Nahrungsmittelfabrik Knorr anvertraut, der das Militär schon den Autor des Oswald-Berichtes verdankt.»